



Gemeinsam in ein Zwergreich eintreten: Familie Maguire beim Marihuanauchen in ihrem Acapulco-Bungalow im Sommer 1967

neugierig neben ihn gesetzt haben, hat er ihnen Auskunft gegeben, immer mit dem Ziel, ihnen zu erklären, dass Kiffen gut tut, aber nur, wenn es einem selber gut geht, wenn man Lust hat. «Ich habe früh gemerkt, dass Haschisch nicht zur Selbsttherapie taugt.» R.s Söhne sind zwischen zwölf und vierzehn. Der Ältere hat mal mit Freunden gekifft, der Kleine fühlt sich zu jung. Er habe seinen Vater gefragt, ob er sich verändere, wenn er kiffe, erzählt der Ältere. Warum?

«Es gibt Erwachsene, die sich verändern, Papi nicht. Ich merke schon, wenn jemand bekifft ist, Papi zum Beispiel wirkt relaxed, aber sonst wie immer.»

«Würdest du mit ihm kiffen wollen?» «Nein, mein Vater ist nicht mein Kollege. Das geht nicht.»

Sie reden ohne Hemmungen über Drogengeschichten, fast etwas belustigt über die Gewohnheit ihres Vaters, man hat das Gefühl, dass es Wichtigeres gibt in ihrem Leben. Sie haben wenig gemeinsam mit den klassischen Fällen von Kindern aus Kifferfamilien, mit denen sich Matthias Vogt von der Jugendberatungsstelle der Stadt Zürich herum-schlagen muss.

Für Matthias Vogt stehen die Geschichten meiner Freunde als Beispiele für einen souveränen Umgang mit einem illegalen Genussmittel. «Auch Kaffee oder Tabak waren einmal unerlaubt», sagt er. Doch es häufen sich Fälle von Eltern, die Mühe haben, klare Grenzen zwischen der Welt der Kinder und der Welt der Erwachsenen zu ziehen und in ihrer Haltung durch den allgemeinen Jugendkult bestätigt werden. Matthias Vogt hat mit Kindern zu tun, die keine Gelegenheit hatten, sich an Autoritäten zu reiben und aus Protest in autoritäre Gemeinschaften wie Sekten oder Nazi-Skins ausbrechen. Oder sie kompensieren die mangelnde Autorität der Eltern, indem sie sich selber wie Erwachsene benehmen.

Es ist nicht so, dass die erzieherische Welt meiner Freunde konfliktfrei ist. Psychologe R. hat Angst davor, dass mit dem starken Gras, das heute aus den Kellern der Hanfanbauer kommt, seine Kinder das Mass verlieren könnten. Und Lehrer A. musste ein Jahr lang gegen seine ältere Tochter ankämpfen, die sich jeden Morgen heimlich einen Joint angezündet hat, bevor sie zur Schule ging.

Doch beide Erwachsenen sind überzeugt, ihre Kinder auf die Droge vorbereitet zu haben. «Ich versuche, ihnen beizubringen, nur dann zu rauchen, wenn sie wirklich Lust haben. Und nicht um Lösungen für ihre Probleme zu finden», sagt R. «Wenn sie Trost brauchen, sollen sie zu mir kommen.»

Eines Tages werden wir vielleicht eine der liberalsten Drogengesetzgebungen der Welt haben. Eines Tages werden die unsicheren Zeiten der Grauzone vorbei sein, das Licht des Gesetzes wird in jeden Winkel leuchten. Das Kiffen wird reguliert sein wie ein wilder Bach in einem Betonbett, mit Mindestalter und Qualitätsdeklaration. Dann wird man sich wehmütig zurückerinnern an die Leute, die das Gesetz selber in die Hand genommen haben. Die sich nicht nur ihre Gedanken machten, wie sich Haschisch und Gesellschaft vertragen, sondern auch Verantwortung übernommen haben. Man wird sich zurückerinnern an die Zeiten vor der Legalisierung, als Haschisch rauchen Privatsache war. Was es eigentlich bleiben soll.

Miklós Gimes ist redaktioneller Mitarbeiter des «Magazins» (miklos.gimes@dasmagazin.ch).